

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **8 (1940-1941)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thomas Manns Indische Legende

*Thomas Mann: „Die vertauschten Köpfe“, eine indische Legende
(Bermann-Fischer, Verlag, Stockholm 1940)*

Thomas Mann schreibt eine indische Legende? Das klingt befremdlicher als es ist. Schon einmal haben wir uns durch ihn dem Hier und Heute entführen lassen: in die Patriarchenluft seines Josefromans. Warum sollten wir ihm also nicht vertrauensvoll in der eingeschlagenen Richtung noch weiter durch Raum und Zeit folgen, in die Tiefe des Ostens, an einen Ursprung der Menschheitsgeschichte.

Zudem ist dieser Weg von deutschen Dichtern seit langem beschritten worden und gleichsam schon gebahnt. Er ist eine legitime Pilgerroute vor allem romantischer Geister. Als einer der letzten und berechtigten Wallfahrer ist Hermann Hesse, mit dem sich verwandt zu fühlen Thomas Mann gerne bekannt hat, zu seiner „Morgenlandfahrt“ aufgebrochen. Wenn „Morgenland“ in diesem Buch freilich mehr sinnbildlich als wirklich gemeint ist, so kann eine seiner echtsten Dichtungen, sein „Siddhartha“, auf keiner andern als indischer Erde gedeihen und zudem mit Recht auch als eine „Legende“ gelten.

An mehr als einer Stelle fühlt man sich an sie bei Thomas Manns Legende erinnert. Dass die Vision der tausendgestaltigen Schöpfung im Felsentempel der Muttergottheit Kâlî Hesses Vision des unerschöpflichen Lebensstromes entspricht, ist mehr als Zufall. Schmerzliche Verstrickung in Maya, die wahnhaftige Erscheinungswelt, und Sehnsucht den Weg aus ihr heraus, hinter sie zurückzufinden ins Alleine, in die Urheimat alles Daseins im Sinne des Novaliswortes: „Wohin gehen wir? Immer nach Hause“, das ist die gemeinsame Grundempfindung solch europäischer Indiendichtungen.

„Bin ich schuld an deiner Tat durch mein Sein, wenn auch nicht durch mein Tun? ... Aber was kann der Mensch mehr tun, als das Tun vermeiden?“ Solche Fragen verbinden Thomas Manns indische Legende mit derjenigen Stefan Zweigs, „Die Augen des ewigen Bruders“, wo Tun und selbst noch Nichttun unauflöslich an die wirre Menschenwelt fesseln und schuldig machen.

Ueber Maya und Nirwana, über Sansara, über Sinnenschönheit und geistige Erkenntnis unterhalten sich in den „Vertauschten Köpfen“ am lauschigen Waldufer eines heiligen Flusses die beiden jungen Inder, — in eben der Stunde, wo ihnen das Verhängnis in der schönen Gestalt der badenden Sita erscheint, welche die Arglosen, selber arglos, in Schuld und Wahn und Leiden verstrickt.

Ideen der indischen Philosophie und Religion waren Thomas Mann längst vertraut durch jenen Denker aus den Jahrzehnten der deutschen

Romantik, den man die geistige Brücke vom Abendland nach Indien nennen könnte. Welches Werk ist es doch, durch das der nach Todesfrieden sich sehrende Senator Thomas Buddenbrook, sich im Innersten angesprochen fühlt? Es ist „die Welt als Wille und Vorstellung“ Arthur Schopenhauers. Dass dieser neben Wagner und Nietzsche zu dem „Dreigestirn“ grosser geistiger Wegweiser über Thomas Mann gehört, hat Carl Helbling frühe schon festgestellt. Man wird zugeben, der Verfasser ist zu einem Visum für Indien in seinem geistigen Reisepass berechtigt!

Aber die Form der Legende? Er bedient sich ihrer zum erstenmal. Als Romancier zeitgenössischen Schlages hat er uns bisher gegolten, das heisst als naturalistischer und psychologischer Wirklichkeitsschilderer. Noch in seinem Josefsroman ist er das, und freilich — um es vorauszunehmen — selbst noch diese Legende wächst mit der einen halbversteckten Wurzel aus diesem Grunde empor.

Zur vollen Auswirkung aber gelangt in ihr, und in ihr zum erstenmal, ein gegensätzliches Element von Thomas Manns Erzählungskunst. Auch es war ihr allerdings von Anfang an eigen, gleichsam als Kontrapunkt zu seinem Naturalismus. Es ordnete und beherrschte heimlich die Stoffmassen der „Buddenbrooks“ und des „Zauberbergs“; ihm verdankt der „Tod in Venedig“ schon seine Eigenart. Um ein Musizieren mit geistigen Motiven, ein Komponieren und Variieren handelt es sich, um eine Art Spiel auf den straffgezogenen und reingestimmten Saiten des Geistes. Spiel sogar in jedem andern Sinn des Wortes, der des homo ludens würdig ist, im wahrhaft künstlerischen Sinn und dem konkreteren des Kunststücks.

In keinem Werk aber ist er so sehr ein Meister geistigen Spieles in jeder Hinsicht wie in dieser Legende. Aller realistischen Wahrscheinlichkeit, aller Beschwerung und Verumständung einer bürgerlichen oder alltäglichen Stoffwelt ist er hier ledig, — das Reich der Legende ist das Reich der absoluten künstlerischen und geistigen Freiheit. Man fühlt sich an Zaubergeschichten und Märchenkomödien erinnert, die es bunt treiben mit Verwechslungen und Vertauschungen von Masken, Gewändern, Körpern und Seelen. „Die vertauschten Seelen“ heisst ein solches Stück, aber „die vertauschten Köpfe“ treiben die Hexerei vielleicht noch weiter, noch aufreizender.

Dass zwei Männer sich selber enthaupten: jeder sich eigenhändig den eigenen Kopf abschlägt, ist makaber und monströs genug; dass die geliebte Frau, um deretwillen sie es getan, ihnen aus Versehen (oder doch hauptsächlich aus Versehen!) die falschen Köpfe aufsetzt, ist eine Zuspitzung ins Tragische und Komische, ins Grausige und Lächerliche zugleich.

Ein unerwartetes Schauspiel, wahrhaftig: Thomas Mann als Akrobat, als Artist, als Jongleur mit zwei Menschenköpfen als Bällen! Und das Spiel reicht von dieser fabelhaften „Fabel“ als folgerichtiges Stilprinzip bis ins Einzelne. So kommt es in der Sprachgebung als Wortspiel

zum Vorschein; grausig ironisch z. B., wenn die Frau sich vornimmt, den beiden Männern, auf die sie, während sie sich enthaupten, nichts ahnend wartet „die Köpfe zurechtzusetzen“. Oder wenn die unrichtig Zusammengesetzten sich solcher Redensarten bedienen wie „ganz anders den Kopf hochtragen als bisher“, „auf seinem Kopf bestehen“, „zu Gesichte stehen, oder doch wenigstens zu Leibe“. Und gelegentlich wird der Schritt der Erzählung sozusagen tänzerisch oder tänzelnd: er geht in ein heimliches oder eher unheimliches Reimgeklingel und einmal sogar in ein burleskes Liedchen über.

Derlei Kunststücke mögen nicht nach jedermanns Geschmack sein. Sie sind gewagt. Aber aus Spass wird Thomas Mann nicht solche Spässe treiben. Es ist hinter ihnen weder die Naivität eines Moritatensängers, noch der Zynismus eines geistig Verzweifelten zu vermuten. Vielleicht will er den blutigen Ernst dadurch erträglicher machen, dass er ihn in die Sphäre des Unwirklichen, Legendären entrückt.

Es geschieht ja aber auch nicht als Spiel und zum Spass, wenn der moderne Naturforscher an niederen Tiersorten immer kühnere, ja nachdenklich und beängstigend stimmende Experimente anstellt; indem er Gewebe, Drüsen, Organe verpflanzt und vertauscht, will er aus den Wirkungen seine Schlüsse ziehen und den Gesetzen des Lebens näher kommen. Mit diesem biologischen Forschungsdrang ist Thomas Manns dichterisches Experiment im Grunde verwandt. Er wagt, wenn auch nur in der Imagination, den einschneidendsten Eingriff in ein höheres, das höchste Lebewesen, indem er Menschenköpfe abtrennt und auf die verkehrten Schultern setzt.

Was wird geschehen? Wird der Körper den Kopf, der Kopf den Körper beeinflussen? In welchem Masse, und wie? Das Haupt, so zeigt sich, ist immerhin die Hauptsache, in ihm behaupten sich die „Ich- und Meingefühle“. Es ist der Sitz des Bewusstseins, des Geistes, oder auch der „Seele“, sofern man das im Deutschen doppeldeutige Wort nicht als Gegensatz zu Geist brauchen will. Das Motiv „vertauschte Köpfe“ ist also beinahe gleichbedeutend dem Motiv: „vertauschte Seelen“. Ein be-seeltes Geistwesen wird in einen andern Leib verhext. Zwei Potenzen verschiedener Art werden auf ihre Wechselwirkung hin untersucht: eine übersinnliche und eine sinnliche, eine metaphysische und eine physische, oder um sie anders zu benennen: Geist und Leben.

Der Gegensätzlichkeit und dem Zusammenhang dieser Begriffe hat Thomas Manns Präokupation von je gegolten. Und wer ihn kennt, der wird vorausberechnen können, wie er das Experiment anlegt um es ergiebig ausfallen zu lassen. Schridaman und Nanda, die beiden befreundeten jungen Inder, verhalten sich ungefähr wie ein heutiger Intellektueller zu einem Sportsmann. Schridaman ist geistig entwickelt, ein Kopfwesen sozusagen, dem der Körper „als Zubehör und Anhängsel dient, wo hingegen bei dem ganzen Nanda sozusagen der Körper die Hauptsache war und der Kopf bloss ein nettes Zubehör.“ Demgemäss ist jener von älterer Abkunft, höherer Kaste und edlerem Beruf. Nanda hingegen „populär“ nach

Physionomie, Gliederbau, Sprache, Beschäftigung und Neigung. Beide übrigens anständigen Charakters und menschlicher Gesinnung. Sie sind Freunde aus dem Bedürfnis heraus sich zu ergänzen. Freunde ganz ähnlich wie Hanno Buddenbrook und Kai, oder wie Tonio Kröger und sein blonder einfacher Jugendkamerad. Jeder sehnt sich nach dem andern, ohne doch aus seiner Haut heraus zu können.

Sita, das Mädchen, steht, in jeder Hinsicht, zwischen ihnen. Ihrem Gatten Schridaman gehört ihre Seele und ihr Gewissen, aber ihre weiblichen Sinne neigen zu Nanda. Die Spannung der heimlichen Leidenschaft entlädt sich auf einer gemeinsamen Reise. Schridaman scheint die Tragik ihrer dreifachen Verflechtung so unlösbar, dass er sich in jenem verzweifelten Gewaltakt der Selbstenthauptung zum Opfer bringt, — den beiden andern zum Opfer und in gewissem Sinn auch der Gottheit, nämlich dem grauerregenden Bild der Lebensurmother Kâlî in ihrem Felsentempel. Wie möchte ihn der Ehrenmann Nanda überleben? Er richtet sich an der Leiche des Freundes. Die Göttin aber weigert sich diese fragwürdigen Opfer anzunehmen. Sie verbietet Sita den beiden in den Tod zu folgen, befiehlt ihr vielmehr mit herrisch wilden Worten durch einen Zauberritus den Leibern die Köpfe wieder aufzusetzen.

In ihrem Missgriff mag unbewusst der Wunsch hineingespielt haben, dem Gatten Schridaman zu einem der Vollkommenheit seines Kopfes entsprechenden Körper zu verhelfen. Ihm wird sie auch durch den orakelhaften Schiedsspruch eines Asketen zugesprochen. Aber nach dem ersten, übermässigen Glück vollzieht sich langsam, der furchtbare Rückschlag. Denn die Vollkraft des Leibes beeinträchtigt den Geist Schridamans, und umgekehrt muss sie sich überzeugen, dass unter dem Einfluss der zarteren und verfeinerten Körperkonstitution sich Nandas Geist und Gesichtsausdruck veredelt. Von neuem steht sie in furchtbarer Verwirrung der Gefühle zwischen den beiden Männern. Diesmal töten diese einander willentlich im Zweikampf und Sita lässt sich nach indischer Sitte als Witwe zwischen ihren Leichen verbrennen.

Offenbar ist es ein fragwürdiges Beginnen, der Natur nachhelfen zu wollen, und bei der Addition von Vollkommenheiten droht eine der andern Abtrag zu tun. Man fühlt sich an ein allgemeines Weltgesetz erinnert, wie es der Pan-Tragiker Friedrich Hebbel im Bilde der beiden Eimer am Brunnen zum Ausdruck bringt, von denen nur immer der eine voll sein könne; oder im Gleichnis der beiden Geschlechter, deren jedes der Vorzüge des andern entbehren müsse, wenn es die eigenen bewahren wolle. So scheint es sich die Schöpferkraft der Natur nicht leisten zu können, ein Menschenwesen zugleich mit vollkommenem Kopf und vollkommenem Körper auszustatten. Eines muss dem andern das Primat lassen und sich unterordnen, oder auf Kosten des andern zunehmen.

In der Tat, wer hat das nicht wenigstens andeutungsweise schon erfahren? Der Geistesarbeiter spürt mit jedem Monat Militärdienst deutlicher den Schwund seiner Differenziertheit, im selben Mass etwa wie seine Muskeln schwellen. Im Handwerker oder Sportler hingegen, dessen

Leib durch ein langes Krankenlager lahm gelegt wird, beginnen sich geistige Fähigkeiten zu entfalten, die sonst latent geblieben wären.

Krankheit vergeistigt! Das ist eine These, für die man die schönsten Exempel aus Thomas Mann, dem „Zauberberg“ etwa, zusammenlesen kann. Und das gilt nicht minder für die Umkehr: Geist macht krank, er wuchert auf Kosten des Lebens, er macht sich bezahlt mit Vitalität. Ein Gedanke, der uns in Nietzsches Formel „Geist ist das Leben, das sich selber ins Leben schneidet“ und durch Ludwig Klages' Anklage-„Der Geist als Widersacher des Lebens“ vertraut ist.

Er ist zugleich das bedeutende Thema der „Buddenbrooks“: Vitalität nimmt in dem Masse ab, als sie sich vergeistigt. Ein Vorgang, der je nach der Blickrichtung als Abfall zu Entartung, Krankheit und Tod, oder als Aufstieg zu Sublimierung, Veredelung und Kultivierung erscheinen kann. Was Thomas Mann mit dem Scharfblick eines biologischen oder medizinischen Forschers in diesem Erstlingswerk am typischen Beispiel einer Familie durch vier Generationen stufenweise und genau verfolgt, das und nichts anderes demonstriert er neuestens am legendenhaften Gleichnis eines höchst gesteigerten Experimentes.

Und unablässig hat er das grosse Thema variiert. Im Josefsroman stehen die Söhne der Lea den Rahelskindern gegenüber wie grobschlächtige Körperkraft der geistigen Verfeinerung. Selbst sein Goethe (in „Lotte in Weimar“), der mit Lebensfülle und Regenerationsvermögen wahrhaft Gesegnete, — dieser Goethe gehört mit seiner Reizbarkeit und Anfälligkeit, seiner haushälterischen Selbstschonung, und durch alles, was über sein Liebesleben angedeutet und über seine Physis ausgesagt wird, durchaus zur Kategorie des Schridaman. Sein Haupt, diese Hauptsache, macht seinem Leib zu schaffen und zehrt an ihm.

So ist es also das alte Lied, das Thomas Mann anstimmt, nur auf eine neue, fremdartige Weise. Ob er nun in der indischen Ueberlieferung, die mindestens durch den Reinkarnationsgedanken Aehnliches nahelegt und in der z. B. Menschen mit Tierköpfen keine Seltenheit sind, das Thema der vertauschten Köpfe vorgefunden habe oder nicht, — irgend einmal hätte er es in sich selber entdeckt. Er musste darauf stossen als auf die paradox zugespitzte Formel seiner lebenslänglichen Preokupation um das Verhältnis von Leben und Geist.

Das alte Lied! Aber sein Thema ist kaum erschöpflich, und wir lassen uns seine neue legendenhafte Orchestrierung gefallen. Der fremdartige Ueberwurf eines orientalischen Rhapsoden ist bei aller üppigen Bestickung nicht undurchdringlicher als der von Hafis-Goethe im „westöstlichen Divan“. Beunruhigend wäre es weit eher, wenn der in Amerika schreibende Europäer und Zeitgenosse sich mit Leib und Seele in einen mythischen Orientalen verwandelt hätte. Nein, mit diesem Ueberwurf treibt er von A bis Z sein Spiel. So gern er hinein geschlüpft ist, so sorgfältig er ihn zuschnitt, so lässt er doch jeden Augenblick durchblicken, wer darunter steckt. Die Maskierung kö n n t e uns zwar nicht, sie soll uns aber auch gar nicht täuschen.

Noch als Legendenerzähler bleibt er Biologe, noch in seinen Visionen scharfsinniger Beobachter körperlich-geistiger Symptome, Entartungsmerkmale, erblicher Eigentümlichkeiten. Welche Exaktheit und Behutsamkeit in den physiognomischen Beschreibungen, den Feststellungen physischer Veränderungen und Merkmale bis zu Haut und Haaren. Noch durchs tragische Pathos schimmert seine Ironie. Welch souveräner Spott in der Schilderung der asketischen Quälereien des indischen Heiligen; — Nietzsche hätte sich an diesen Seiten geweidet.

Die Fülle der Züge freilich fehlt, die den Reichtum seiner grossen Romane ausmacht. Der einzelne Zug steht nur als Symptom da, er ist vertretender Art. Wie im „Tod in Venedig“ sind wenige Fäden in sinnvoller Linienführung zu einer bedeutenden Figur verwoben; das Nurstoffliche ist, soweit immer entbehrlich, ausgeschieden.

Ganz abgesehen davon, dass alle Dichter als Geistige in die Kategorie der „Schridaman“ gehören, könnte man unter ihnen immer noch Schridamanhaftere und Nandahaftere unterscheiden. Kein Zweifel zu welchem Typ Meyer oder Gotthelf, Shaw oder Hauptmann gehörten. Kein Zweifel, zu welchem Thomas Mann. Und nirgends bei ihm herrscht der Kopf so unverkennbar vor wie in den „Vertauschten Köpfen“. **Robert Faesi**

Georg Trakls Werke und Nachlass

„Die Dichtungen“ von Georg Trakl sind im Jahr 1938, in vierter Auflage, bei Otto Müller (Salzburg-Leipzig) herausgegeben worden. Man denkt der ersten Gesamtausgabe, bei Kurt Wolff, in Quartformat, blauem Umschlag und mit dem Signet der zerbrochenen Leier. Der Deckel der neuen Ausgabe, in Taschenformat, trägt auf dem hellen Grund dasselbe Zeichen. Die Anordnung der Gedichte blieb unverändert, nur in Titeln und einzelnen Verszeilen gibt es da und dort eine unerhebliche Abweichung vom frühern Wortlaut. Das Gedicht „Menschliches Elend“ wurde ersetzt durch die zweite Fassung, die ihm der Autor kurz vor seinem Tode zu geben wünschte, unter dem Titel „Menschliche Trauer“. Der neuen Ausgabe ist eine kurze Einführung mit biographischen und bibliographischen Mitteilungen vorangestellt.

Wie Stadler und Heym gehört Trakl zu den früh vollendeten Dichtern der Vorkriegszeit von 1914; seine letzten Visionen und Klagen sind allerdings noch unter dem Eindruck der Wirklichkeit gewordenen Grauens entstanden, das er, ähnlich wie der Norddeutsche **Georg Heym**, — der den Krieg gar nicht mehr erlebt hat —, lange vorausgeahnt und vorausgelitten. Wir erinnern an den Beginn des Gedichtes „Grodok“, des letzten der Sammlung:

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.

letz.

Im August 1914 war Trakl als Medikamentsakzessist mit einer Innsbrucker Sanitätskolonne nach Galizien ins Feld gerückt. Nach der Schlacht bei Grodek sollte er in einer Scheune neunzig Schwerverwundete pflegen, ohne den Beistand einer Hilfskraft. In seiner Verzweiflung wollte er sich erschiessen, was jedoch seinen Kameraden zu verhindern gelang. Einige Wochen darauf wurde er in die psychiatrische Abteilung des Garnisonspitals nach Krakau verbracht. Er starb dort, Anfang November, an einer zu starken Dosis Gift; ob er diese in selbstmörderischer Absicht genommen ist ungewiss, da er gewohnheitsmässig Drogen ass. Er starb mit 27 Jahren.

Trakls angeborene Begabung ist die eines Elegikers etwa vom Umfang Höltys; Bewegung und Bereicherung brachten seiner innern Welt jene Vorahnung der Katastrophe und die soziale Unruhe, die sich bis zu apokalyptischen Visionen steigern konnte. Vorbedingungen für solches bot die seelische und leibliche Umgebung seiner Jünglingszeit. Ihm unbewusst mögen ihre Eindrücke in ihm in Bereitschaft gelegen haben, bis aus irgend einem Anlass der Impuls zur Formgebung erwachte und in ziemlich rascher Folge Gesichte und Gestalten, teils scheinbar in der Art musikalischer Improvisation (Trakl war halb-tschechischer Abstammung), teils bewusst „Bild an Bildchen reihend“, in oft völlig unerwarteten Zusammenhängen und Färbungen zutage traten. Wie bei Heym ist bei ihm der Uebergang vom Impressionismus zum Expressionismus festgestellt worden. Seine Verwandtschaft mit diesem ist unverkennbar. Man betonte, Trakl sei Kolorist, in eher höherem Grade noch als Musiker. Gewiss ist das bildhafte Element in seinem Gedicht überall vertreten und die Farbe führt darin ein heftiges, eigenes Leben. Ein Kolorist aber verbindet und stuft die Töne. Wir finden unter den Neuromantikern mehr Koloristen als unter den Expressionisten. Diese hat man dagegen als „farbsüchtig“ bezeichnet, ein Ausdruck, der auf Trakl voll zutrifft. Er saugt sich förmlich ins Wesen des ungebrochenen Rot oder Blau, die nicht aus einem Naturbild gewonnen, sondern aus dem Raum der innern Gesichte aufgerufen sind. — Bestimmte unvergessliche Kadenzen seiner freien Rhythmen haben ihm den Vergleich mit Hölderlin eingetragen, doch nur für diese wenigen Einzelfälle und nur bedingt wird er sich halten lassen. Hölderlin, auch noch der „von Apoll geschlagene“, ist eine durchaus solar gerichtete Natur, die sich freilich über das irdische in ein göttlicheres Leben ganymedisch hinaufseht; Trakl, ein Mondmensch, in steter Ungewissheit über sich selbst, sich aus der Zweideutigkeit und den Schrecken seines Kosmos hinwegsehnd, nicht in ein höheres Leben, sondern in einen endgültigen Tod. — Wegen der Entfesselung aller emotionalen Neigungen erinnerten sich manche vor den Werken der Aktivisten und Expressionisten der Dichter des „Sturms und Drangs“. Doch sind diese, bei allem Selbstzerstörerischen, weit mehr Träger aktiver als passiver Affekte. Trakl kennt aber fast nur die zweiten: Furcht, dunkles Grausen, Melancholie, Wahnsinn.

Die auffallende Hingabe der Expressionisten an Erscheinungen der Krankheit und Verwesung, an Fäulnis und stofflich Widerwärtiges, ist

öfter mit Dichtern und Malern des Barock in Beziehung gebracht worden. Wir glauben jedoch, dass vor allem Rilke, mit einigen Seiten des „Malte Laurids Brigge“ und Gedichten aus seiner ersten Pariser Zeit, hiezu ermutigt hat. (Ausserdem könnte man Baudelaire missverstanden haben). Trakl schreckte denn auch nicht davor zurück, dem „ekelhaften Zug von Schmutz und Räude“ bei sich Zutritt zu gewähren. Er sieht Kinder mit verschorften, kahlen Stirnen, die Aussätzigen, die um Mitternacht tanzen, „die Engel mit kotgefleckten Flügeln, aus deren vergilbten Lidern Würmer tropfen“.

Es muss gesagt sein: diese Momente, wie überhaupt ein Teil von Trakls Bildlichkeit, sind zu verstehen, einmal als Uebersteigerungen in seinem Ringen nach dem dichtesten Ausdruck; sodann wird der Anblick nackten Elends, der Vertierung und Verlorenheit des Menschen, den Empfänglichen zum Aufschreien genötigt haben. Doch dürften, sowenig bei den Expressionisten wie bei ihm, gerade die eben bezeichneten Ausdrucksformen das Bleibende des Werkes ausmachen. Es gibt von Trakl Gedichte von nur geringem Aufwand an Gegenständlichkeit und geballter Kraft, die wir aber als ganz besonders ihm zugehörig empfinden:

Immer wieder kehrt du Melancholie
 O Sanftmut der einsamen Seele.
 Zu Ende glüht ein goldener Tag.
 Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige
 Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn.
 Siehe! es dämmert schon.
 Wieder kehrt die Nacht und klagt ein Sterbliches
 Und es leidet ein anderes mit.
 Schauernd unter herbstlichen Sternen
 Neigt sich jährlich tiefer das Haupt.

Die Menschen in Trakls „Dichtungen“ haben wenig menschliche Eigenschaften. Sie sind häufig nur im Umriss gezeigt, halb Phantome, halb Marionetten, und nur generell benannt als: Die Mutter, Der Irre, die Närrin, die weint im offenen Haar, der Tote, der sich abends am Fenster rührt, Der Einsame, Der Knabe, Der Bruder, Die Schwester. Man konnte sich fragen, ob diese manchmal phantastischen Figuren Gestaltungen unmittelbarer menschlicher Erfahrung seien? Der Nachlassband „Aus goldenem Kelch“ (Jugenddichtungen 1909—1912), den uns das Jahr 1939 bescherte, verrät jedenfalls, dass alles Menschliche, das ihm begegnete, in Trakl tiefe Geleise zog, umgekehrt das im Literarischen enthaltene Menschliche ihn persönlich zu ergreifen vermochte. Aufschlussreich waren für uns im Nachlass an erster Stelle die Prosadichtungen „Traumland“, „Barrabas“, „Maria Magdalena“, „Verlassenheit“ und das Puppenspiel „Blaubart“.

„Traumland“, eine doch wohl als autobiographisch zu verstehende Episode, erzählt, wie der Knabe einen Sommer in der kleinen umgrüneten Stadt, bei seinem Onkel, verleben durfte, die Pracht der Wälder und Wiesen geniessend. In dem Hause wohnte auch des Onkels junge, unheilbar

krankte Tochter Maria. Den Knaben überfiel oft ein Schuldgefühl auf seinen glücklichen Streifereien, wenn er an sie dachte. So oft er am Zaun vorüberkam, brach er eine Rose und legte sie in Marias Schoß —" und mein Schatten berührte den ihrigen wie eine Umarmung". Später heisst es „vielleicht waren diese Stunden, da wir zwei beisammen sassen und schweigend ein grosses, ruhiges, tiefes Glück genossen, so schön, dass ich mir keine schöneren zu wünschen brauchte. Einmal aber sagte der Onkel zu ihm: „Deine Seele geht nach dem Leiden, mein Junge". Bald darauf starb Maria. — „Barrabas" schildert den von der Menge im Triumph gehalten freigelassenen Verbrecher. Ein reicher Jüngling lädt ihn in sein Haus, damit er einen Tag mit ihm alle seine Freuden koste. In dem Dialog „Maria Magdalena" berichtet der Römer Marcellus dem jüngern Agathon, dass die schöne Tänzerin und Hetäre plötzlich das Haus der Lust verlassen, um dem vorübergegangenen Propheten von Nazareth zu dienen. Der Stil des Dialogs gemahnt an den von Wildes „Salome". „Verlassenheit" führt in das zerfallende Schloss eines Letzten seines Geschlechtes. Motiv und Stimmung sind, in kleinerm Raum, die von Poes „Untergang des Hauses Usher". — Das Puppenspiel „Blaubart" ist in seinen dramatischen Qualitäten, die zum mindesten die einer unheimlichen Ballade sind, durchaus ernst zu nehmen. — Der Band enthält ausserdem die von Trakl 1909 zusammengestellte Sammlung von Gedichten und eine Folge „Einzelne Gedichte", 1908—1912. Es überwiegen darin Verbindungen von gereimten Vierzeilern, neben 2- oder 3-Zeilern. Nur zweimal begegnen wir freien Rhythmen, aber nie jener weit ausgreifenden rhythmischen Prosa der „Dichtungen".

Georg Trakl zählt unter den „Ausdrucks-künstlern" zu den wenigen zeitweise wirklich inspirierten, wenn auch von einer mehr seelischen als geistigen, darum eher niederziehenden Macht. Aber er war auch ein bewusst schaffender, suchender, probender Künstler. Beides brauchte es, zur Entstehung der nicht grossen Menge von Gedichten wie: „Elis", „Die Bauern", „Im Herbst", „Kindheit", „Der Herbst des Einsamen", „Abendländisches Lied", mit denen Trakl die Dichtung in deutscher Sprache um Dauerndes vermehrt hat. Um ihn auch da zu erfassen, wo er der Besessene seiner Gedichte gewesen, nicht mächtig sie in die Form zu schliessen, dazu müssten wir in den Zustand eingehen können, in dem er selbst leidenschaftlich-leidend existiert hat.

Siegfried Lang

Deutsche Romane

Von Soldatentum und Gemeinschaft, Liebe, Schuld und Einsamkeit

Ernst Wiechert hat in seinem letzten Roman¹⁾ mit erstaunlicher Konsequenz auf die seelischen Mängel und Störungen hingewiesen, die das Dasein seit dem letzten Kriege kennzeichnen. Er führt seinen

¹⁾ Das einfache Leben. Albert Langen, Georg Müller, München 1939

Helden, den Korvettenkapitän Thomas von Orla, aus der Erschütterung durch den Krieg und aus den Wirren der Nachkriegszeit hinaus auf die einsame Insel eines ostpreussischen Waldsees. In der harten Arbeit des Fischers, im Horchen auf die Stimmen einer mächtigen Landschaft, in kontemplativer Versenkung in die Geheimnisse von Leben und Sterben findet er Erlösung. „Das einfache Leben“ wird zum Leben des Mystikers, der „stille werden“ will „wie der Stein auf dem Grund“, der sich, „ledig Leibes und Geistes“, mit der Einheit alles Seienden im ewigen Weltall vereinigen möchte. So sympathisch das Lob der *vita contemplativa* in den Zeiten des Aktivismus ertönt, so wenig dürfte diese Flucht in eine letztenendes nihilistische Mystik des Ostens eine allgemeine und verbindliche Lösung bedeuten. Sie bleibt im Bereich der betörenden, immer etwas selbstgeniesserischen Gefühlskunst Wiecherts. Zudem hat der Dichter denn auch dafür gesorgt, dass die Leser nicht allzusehr erschrecken; er lässt den adligen Namen des unbekanntens Fischers auf der Insel auskommen, er verschafft ihm standesgemässen Umgang im gräflichen Schloss und beschenkt ihn mit dem herrlichen Landgut eines verstorbenen Nachbars, sodass der Mystiker nicht allzu glanz- und namenlos im All verschwindet. Grundsätzlich aber bleibt die kritische Absicht dieser Romandichtung, die wie der Schluss des „Jedermann“ und wie „Die Majorin“ die Heimkehr aus dem Kriege zum Thema hat: Der Weltkrieg, und als dessen Folge der Zusammenbruch von 1918, hat trotz allem Heldentum ein tiefes Versagen und eine menschliche Niederlage offenbar gemacht, die durch lautes Reden und forschen Tatendrang nicht zu überwinden sind. „Ein Geduldiger ist besser, denn ein starker, und der seines Mutes Herr ist, denn der Städte gewinnt.“ Dieses Bibelwort richtet Wiechert gegen die alte Generation, soweit sie „in alter Frische“ aus dem Krieg zurückgekommen ist und nun einfach die alten Begriffe in neue Köpfe hämmert; es richtet sich aber auch gegen einen Teil der jungen Generation, hier durch den Sohn des Kapitäns, Joachim, vertreten. Dieser nämlich gehört zu jener Jugend, die genau weiss, was sie will (nicht nur Kapitän, sondern Geschwaderchef werden), die wortgewandt ist und selbstbewusst, aber ohne Ehrfurcht und ohne Ahnung; sie wird erst noch die Probe ihres Charakters darauf ablegen müssen, ob sie mehr als blosser Karriere machen will.

Die Geschichte eines heimkehrenden Frontoffiziers und seiner Suche nach dem wahren Weg ist auch Walther Georg Hartmanns Roman „Friedrich Brekow“²⁾. Er unterscheidet sich von vielen andern Romanen über den „Weg zurück“ und auch vom Buche Wiecherts darin, dass sein Ausgangspunkt nicht die Erschütterung durch den Krieg ist, sondern das im Krieg erlangte Glück eines vollkommen geordneten, von der höchsten Gemeinschaft getragenen und durch die Nähe des Todes gesteigerten Lebens. Wie der norddeutsche Leutnant Friedrich Brekow heimkehrt, steht er ausweglos vor dem Nichts. Das „Wir“ ist zerstoßen und so hat er weder ein „Ich“ noch eine Wirklichkeit. Damit erweist sich

²⁾ Carl Schünemann, Verlag, Bremen 1940

hinterher auch der Mangel des vergangenen Gemeinschaftslebens. Der „Weg ins Wirkliche“ — so heisst der Untertitel — hat wie bei Wiechert zuerst in die Tiefe der Einsamkeit zu führen und zur bitteren Begegnung mit sich selber. Der Weg ist hart und schwer und lässt den Mann schuldig werden: die Frau, die ihm ihre Liebe schenkt, die von ihrer Sicherheit aus ihm eine Brücke bauen will und mit der er qualvoll um Gemeinsamkeit ringt, kann ihm nicht bieten, was er selber suchen muss und über sie hinaus verlangt, das eigene Gesetz und die Wirklichkeit, und so geht sie als sein Opfer in den Tod. Erst aus der Erkenntnis des „Werde, der du bist“, des Zusichselberstehenmüssens, erwächst auch die Möglichkeit einer neuen Einordnung. Es ist nicht der Kreis der Frontkameraden, die tätig geblieben sind und nun teilweise gespenstisch wieder auftauchen, und es ist auch nicht ein Kreis schöngestiger Seelen, die edel und unpolitisch sich der Welt der Musik und der schönen Betrachtung widmen, wo Brekow sich eingliedern könnte. Er übernimmt vielmehr im Dienst eines deutschen Unternehmens die schwierige und gefährliche Aufgabe, die Ausbeutung von dessen Waldungen im entlegenen Osten zu überwachen und zu reorganisieren. Ein Freund aus der jungen, lebenssicheren und weniger gehemmten Generation begleitet ihn und hilft zum Erfolg. Mit der neuen Arbeitsgemeinschaft, die ihm geschenkt wird, kann ihm nun auch das Glück eines echten „Du“, einer Frau, zuteil werden. Hartmanns Roman ist eine ungewöhnlich tief dringende Auseinandersetzung mit den soviel beschriebenen Ideen der Gemeinschaft und des wirklichen Lebens, eine Biographie von fast abstrakter Innerlichkeit, die oft mühsam, aber niemals billig ist. Ihr Hauptkreis liegt vielleicht nicht in der gefundenen Lösung, sondern im Versuch, den inneren Kampf eines Menschen zu schildern, der gar nichts sein eigen nennt als eine grosse Lauterkeit, die er in der Hülle eines mühsam-schüchternen Wesens tapfer bewahrt, weil er auch in der Hoffnungslosigkeit Zugeständnisse verschmährt und ahnt, dass nur aus dieser Lauterkeit die Gnade eines neuen Weges kommen wird. Es ist eine neue und innerliche Abwandlung des alten deutschen Themas „Ich hab mein Sein auf Nichts gestellt“.

Der preussische Offizier ist auch der Held zweier anderer neuer Romane junger Dichter, die in diesem Zusammenhang genannt werden können: „Die Liebe des Leutnant Wartenstein“ von Gert v o n K l a s s³⁾ und „Ulanenpatrouille“ von Horst L a n g e⁴⁾. Nur ist hier die seelische Problematik des soldatischen Helden nicht Ueberdruss und nicht ein Mangel an Wirklichkeit, sondern umgekehrt das Uebermass der Spannungen. Wo Hartmann seinen Friedrich Brekow trotz aller Schuld wachsen lässt auf seiner Suche nach neuer Liebe und neuer Wirklichkeit, ist hier der tragische Untergang zwischen Kriegertum und Liebesleidenschaft gegeben. v. K l a s s zeigt in einer kühl und verhalten vorgetragenen Erzählung den tapferen und männlich-verschlossenen Leutnant aus altem

³⁾ Propyläen, Verlag, Berlin 1940

⁴⁾ H. Goverts Verlag, Hamburg 1940

Preussenadel, der mitten im Krieg zu der Braut seines Kameraden in eine Leidenschaft gerät, die vor nichts mehr zurückschreckt und unaufhaltsam zum Verrat des Freundes, zum nächtlichen Stelldichein mit der Geliebten und zum Tod beider Männer vor dem Feinde führt.

Dichterisch bedeutender als diese Variation des ewigen Tristan-Motivs von Tod und Liebe ist Horst Langes Erzählung vom Führer einer Ulanenpatrouille, dem Leutnant von G..., der anlässlich eines Manövers im Osten und kurz vor dem Krieg schicksalhaft in die Arme einer früh geliebten Frau getrieben und damit zu einer soldatischen Pflichtvergessenheit verführt wird, die er mit dem Tode büsst. Dieses Geschehen spielt sich ab in einem merkwürdigen Zwielficht: der ermüdende, eintönige Ritt durch Tag und Nacht, der einschläfernde Rhythmus des Pferderückens und die melancholische und zugleich erregende Stimmung der östlichen Grenzlandschaft bewirken in dem Offizier einen Zustand der Unwirklichkeit und des hellstichtigen Traumes. Die Vergangenheit kommt über ihn zugleich mit der Ahnung einer unerreichbaren Zukunft; das Gefühl des Schwebens zwischen Resignation und dunkler Ahnung weitet sich zum Gefühl eines Schwebens zwischen den Zeiten überhaupt, „als wären die Figuren, die sich vor seinem inneren Auge bewegten, transparent gleich Schattenbildern, hinter denen zwei Sonnen stehen — die matte, gedämpfte eines absinkenden Zeitalters und das blutige, von gleissenden Protuberanzen eingefasste, noch halb hinterm Horizont hängende Gestirn einer unerhörten und grausamen Zukunft.“ Und wie sich eines zum andern fügt, lässt er sich widerstandslos zu dem Gartenpavillon geleiten, wo die Geliebte ihn erwartet. Hatte er diese einst der sog. Ehre des Regiments geopfert, damit sie den reichen alten Grafen heirate, so opfert er nun seine Soldatenpflicht der inzwischen abgründig verdorbenen und gereiften Frau. Da er so jenseits aller Ordnungen angekommen ist, erfüllt ihn ein jähes Gefühl der unversehrlichen Freiheit und eine glückliche Gewissheit über den Sinn des Daseins, wie sie nur vor dem Tode möglich sind. Vom durchgehenden Pferd stürzt er fliegend „mitten in die kühle und feuchte Ewigkeit“. Lange ist ein Meister des Doppelwertigen; Schwermut und Gier, Liebe und Hass, Traum und Wirklichkeit dichtet er unlöslich zusammen. Und diese Gesamtheit von Leben und Tod ist undenkbar ohne die Macht und den Zauber der landschaftlichen Umgebung, die durch Langes Sprache zart und doch bezwingend vergegenwärtigt ist.

Die „Ulanenpatrouille“ erweist aufs neue die überzeugende Kraft Horst Langes. Dieser Dichter schlesischer Herkunft ist schon vor drei Jahren mit einem umfänglichen Roman „Schwarze Weide“⁵⁾ hervorgetreten, der noch nicht so beherrscht ist wie das neue Werk, aber dank seiner Ungebärdigkeit eine noch grössere und kaum überschaubare Fülle der Gesichte enthält. Es ist hier nicht nur das Einzelne, die Hauptperson dieser Icherzählung, die ihrem Schicksal gegenübertritt, sondern das ganze, von der Schwarzen Weide durchflossene Dorf Kaltwasser mit dem Gutshof des Obersten und der benachbarten schlesischen Kreisstadt. Der

5) H. Goverts Verlag, Hamburg 1937

Roman spielt wieder in der Nachkriegszeit wie die Werke Wiecherts und Hartmanns, aber die Lebensschwierigkeiten bestehen wieder nicht in einem Lebensekel und Schwund der Wirklichkeit, sondern in der Ohnmacht der schuldigen Menschen vor einer aus dem Gefüge gegangenen, dämonisch übermächtig gewordenen Welt. Der Junge, der hier um der Gesundheit willen aufs Dorf kommt, wird nicht wie der Held Wiecherts von der heilenden Natur empfangen, sondern ist alsbald verstrickt in ein schwer durchdringbares Netz von altem Fluch und neuer Schuld, von Hass, Geiz und Gier jeder Art. Die Heillosigkeit der seit altersher vergifteten menschlichen Beziehungen kommt in der Ermordung des Grossbauern zum deutlichen Ausdruck, sie belastet auch die Liebe zu der jungen, leidenschaftlichen und rätselhaft-widerspenstigen Tochter des Obersten, Cora. So verliert sich der junge Mann an eine lange Reihe anderer Frauen — von der überirdischen Irene bis zu den animalischen Bauernmägden, und von Cora gilt Entsprechendes. Bis der Erzähler wieder aufs Land kommt, vergehen zehn Jahre tiefster Entfremdung und Verworfenheit. Nun aber drängen die Dinge zu einer Bereinigung, die freilich nicht von einer menschlichen sondern nur noch einer „höheren Gerechtsame“ ausgehen kann. Das Verbrechen wird aufgedeckt, die Schwarze Weide tritt über die Ufer und bringt mit ihrem aus eisiger Tiefe heraufquellenden Wasser Gericht und Besinnung, nicht nur den Tod, sondern auch eine befreite Liebe. Diese „Gerechtsame“ kommt über die Menschen, wie auch Schuld und Sünde über sie gekommen ist, zwanghaft und aus den Tiefen einer Naturmacht, in der auch die Toten mit ihren erfüllten und unerfüllten Schicksalen noch mächtig sind. Vor dieser Verbundenheit und oft genug Verstrickung zwischen Natur und Menschen, Lebenden und Abgeschiedenen gibt es keine sittliche Autonomie und keine Gnade als die des Lebens, und nach dem abschliessenden Spruch Heraklits wird alles, was da kreucht, mit der Geissel zur Weide getrieben. Lange bewährt diese unheimliche Beziehung noch im letzten Satz eines Buches. Die Quelle dieses Langeschen Dichtertums ist aber nicht eine billige Naturverbundenheit — dazu ist es zu mächtig, ist „Natur“ zu vieldeutig, — sondern die eigentümlich im Sinnlichen verhaftete Mystik der Schlesier, von Hermann Stehr zurück zu Johann Christian Günther und den Dichtern des Barock. Eine oft quälende Sinnlichkeit steht auch bei Lange untrennbar neben der Sehnsucht nach den letzten Dingen — auf Schritt und Tritt aber auch immer wieder die makellose Schönheit der motivischen und sprachlichen Einfälle. Wie wundervoll geistert etwa die verwitterte, aber rätselhaft lebendige Sandsteinfigur aus dem Park des Obersten durch die Welt des Buches, zugleich griechische Göttin und ein seit mehr als hundert Jahren totes vom Schlossherrn geliebtes Bauernmädchen — wenn es die Kinder in dunkler Meuterung zerschlagen und begraben oder wenn am Schluss das veruntreute Haupt wieder heimkehrt, so kann das nur darum soviel bedeuten, weil sich auf jedem Punkt der Bezug zum Ganzen als wirklich erweist.

Max Wehrli.

Das Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft

„Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch“. 11. und 12. Jahrgang, 1940/41.
Im Selbstverlag herausgegeben von der Neuen helvetischen Gesellschaft.
Zentralvertriebsstelle: Dr. Paul Pfeil, Aarau, Herzogstr. 29

Nach einer mit der Mobilmachung zusammenhängenden Unterbrechung von einem Jahre veröffentlicht die Neue Helvetische Gesellschaft wieder ein Doppelband ihres Jahrbuches „Die Schweiz“). Wie seine Vorgänger, zeichnet sich auch dieser Sammelband dadurch aus, dass er die wichtigsten Probleme der schweizerischen Kultur, Politik und Wirtschaft durch Fachleute oder direkt Beteiligte gemeinverständlich zur Darstellung bringt. Wer sich die Mühe nimmt, die dreihundert Seiten des Buches durchzuarbeiten, fühlt sich über die Lage des Landes und das Streben des Volkes vielseitig und anregend orientiert. Rückwärts gewendet sind die Seiten, welche dem Andenken an die Bundesräte Obrecht, Haab und Motta sowie der Erinnerung an den fünfzigsten Todestag Gottfried Kellers gewidmet werden. Auch die politische und kulturelle Chronik tragen, wie es in ihrem Wesen liegt, historischen Charakter. Doch die übrigen Beiträge gelten Erscheinungen, die heute und unter uns besonders häufig erörtert werden, behandeln Fragen, die in absehbarer Zeit der Lösung bedürfen. Die geistige Haltung eines neutralen Volks in Kriegzeiten, die innere Rechtfertigung des schweizerischen Freiheitsglaubens, die Einstellung der welschen Eidgenossen zur Landespolitik, die Sorgen der Jugend und die Nöte des Alters, die Zukunft der Parteien und die kulturellen Beziehungen zu unseren Nachbarn, das Familienproblem und die Beschaffung zusätzlicher Arbeitsgelegenheiten durch Privatwirtschaft und öffentliche Körperschaften — wer wollte leugnen, dass uns all diese Fragen heute aufs innerste bewegen?

Ein anderer Vorzug des neuhelvetischen Jahrbuches scheint uns darin zu liegen, dass Wortführer aller Landesteile, Vertreter der verschiedensten Berufe, Männer und Frauen von sehr ungleicher Weltanschauung und Lebenserfahrung auf seinen Seiten zum Worte kommen, und zwar in ihrer eigenen Muttersprache. Tritt in diesen beiden Kennzeichen der „Schweiz“ eindeutig die vorurteilsfreie und gewandte Arbeit der Redaktionskommission und ihres Präsidenten, Prof. Dr. A. Laett, zutage, so ergibt sich ein drittes Charakteristikum der Veröffentlichung aus dem Umstand, dass die Autoren mit wenig Ausnahmen einem Kreise nahestehen, welcher regelmässig und freimütig über die Landesfragen zu debattieren gewohnt ist. Der Leser hat das Gefühl, an einem Gespräche zwischen Schweizern teilzunehmen, denen die Zukunft der Schweiz das erste und grösste Anliegen ist. Er gewinnt den Eindruck, in Diskussionen einbezogen zu werden, die an helvetischen Gruppenabenden oder Vorstandssitzungen in Baden, Chexbres, Lausanne oder Bern eingeleitet, von den Generalversammlungen der Helvetischen Gesellschaft bis in die späte Nacht fortgesponnen worden sind und nun in der Gestalt mehr oder weniger ausgefeilter Artikel ergänzt und vertieft werden. An den Generalversammlungen

teil
liegr
der

der Helvetischen Gesellschaft hat jedes Mitglied das Recht, sich frei und ungehemmt zu äussern; die Präsidenten pflegen den Redestrom nicht zu zensurieren oder gar Noten für das Niveau der einzelnen Diskussionsbeiträge auszuteilen. In ähnlicher Weise hat auch die Redaktionskommission des neuesten Jahrbuches zahlengespickte Exposés so gut wie literarisch streng geformte Betrachtungen, schlichte Beiträge, die durchaus *terre-à-terre* bleiben, so gut wie Arbeiten in der umständlichen Sprache der existentiellen Philosophie zur Veröffentlichung zugelassen. Was von den Mitarbeitern geboten wird, ist nicht in allen Teilen unanfechtbar und führt längst nicht immer zu denselben Schlussfolgerungen. Aber es beruht auf identischen Voraussetzungen — auf der Liebe zum Land und dem Willen, seine Zukunft zu sichern —, und es entspringt ein und derselben Bereitschaft zur gegenseitigen Verständigung und zur wechselweisen Klärung der Anschauungen.

Der Glarner Georg Thüerer eröffnet den Sammelband für 1940 und 1941 mit einem kurzen Hinweis auf die Notwendigkeit einer inneren Straffung des Volkes: Durch jedes Schweizerhaus geht eine heimliche Landesgrenze; sie besetzt zu halten, ist gleich wichtig wie der militärische Grenzschutz. Am wenigsten Verlass ist an der unsichtbaren Grenze auf die Menge der Unpolitischen. Hier sollten die Parteien einsetzen und gemeinsam in jedem Ort Zellen bilden, welche Verzagte aufrichten, Gleichgültige aufrütteln, Gerüchte im Keim ersticken und auch die letzte Möglichkeit zur Beschäftigung erwerbsloser Volksgenossen auskundschaften. Der Schutz der geistigen Grenze bleibt aber auch solange unvollständig, als die Schweizer gemächlich auf den Wall der Alpen vertrauen, als sie ihre Masstäbe aus fremden Staatsdoktrinen übernehmen, als sie selbst bei dem bescheidensten persönlichen Verzicht das Vaterland in Gefahr wännen, als sie unruhig allen erdenklichen Prophetien Glauben schenken. Sie sollten sich vielmehr auf das Wesen der schweizerischen Freiheit besinnen und aus der biblischen Verheissung innere Festigkeit, gelassene Ruhe und die Bereitschaft zu einem harten Leben um geistiger Güter willen schöpfen.

Von dieser programmatischen Einleitung zweigen sich unwillkürlich gewisse Einzelfragen ab, die in besonderen Beiträgen zum helvetischen Jahrbuch erörtert werden. Ernst von Schenck erörtert auf zwölf gehaltvollen Seiten den christlichen Freiheitsbegriff. Die Heranbildung zu einem harten, auf Zucht und Autorität beruhenden Leben erörtert Oberst F. Rieter in einem Aufsatz über Offizierserziehung. Die überragende Bedeutung des Rundspruchs für die geistige Sammlung des Volkes tritt in einer Abhandlung von Generaldirektor A. W. Glogg zutage. Das Daseinsrecht und die Aufgaben der Parteien in der Kriegszeit behandelt Walo von Greyerz in einem Aufsatz, von dem man nur bedauern muss, dass er aus äussern Gründen nicht über blosser Andeutungen und Hinweise hinaus gedeihen konnte. Um spezifisch schweizerische Masstäbe in der Beurteilung des internationalen Geschehens bemühen sich schliesslich Max Nef („Falsche Vergleiche verleiten zu Fehlschlüssen“), Prof. William

E. Rappard („*A propos de l'agonie de la Société des Nations*“) und Prof. Armino Janner („*I nostri rapporti culturali coll'Italia*“)

In gesonderten Aufsatzreihen kommen im neuhelvetischen Jahrbuch der Konflikt zwischen Jung und Alt, die Staatsreform, der Familienschutz, die Altersversicherung, sowie die Fülle von Fragen zur Erörterung, welche das kühne Wort des Bundespräsidenten vom 25. Juni 1940 aufgeworfen hat, dem Volke müsse Arbeit um jeden Preis bereitgestellt werden. Direktor Carl Brüscheiler liefert zum Konflikt der Generationen einen wertvollen Beitrag, indem er nachweist, dass der Anteil der Männer unter vierzig Jahren an der Leitung der Privatwirtschaft und der eidgenössischen Verwaltung erheblich grösser ist, als man gemeinhin annimmt. Doch gibt er zu, dass in der Politik die Verhältnisse für die Jungen nicht so günstig liegen: „Der Nationalrat von 1939 hat entschieden ein älteres Aussehen als jener von 1919 ... Seither ist die Zahl der Jüngsten auf ein Viertel des Bestandes zusammengeschrumpft, die der Alten (mehr sechzig und Jahre) um nahezu die Hälfte angewachsen. Interessanterweise haben zu dieser Veralterung die historischen Parteien (Katholisch-Konservative und Radikaldemokraten) weniger beigetragen als die Sozialdemokraten“. Eine der Ursachen für den geringen Anteil der Jungen an den öffentlichen Körperschaften kleidet der Direktor des Eidgenössischen Statistischen Amtes in die Worte: „Wenn die Jungen glauben, sie würden im politischen Leben zu wenig zur Geltung kommen, wird ihnen vielleicht entgegnet werden, dass sie eben zu wenig taten, um sich diese Geltung zu verschaffen. Der Einwurf wäre nicht ganz unbegründet“. Zur Begründung dieser Sätze weist der Verfasser darauf hin, dass im Jahre 1926 in der Stadt Zürich „die Zahl der Nichtwähler unter den Zwanzig- bis Dreissigjährigen fast doppelt so gross war wie unter den Fünfzig- und Mehrjährigen“.

Dieser Argumentation ist dreierlei entgegenzuhalten. Die Jungen, welche seit den letzten Zwanzigerjahren das Zeitbewusstsein und Lebensgefühl ihrer Generation besonders deutlich verspürten und verkörperten und auf Grund dieser Voraussetzungen etwas zu „tun“ wagten, um „sich Geltung zu verschaffen“, sind von den politischen Organisationen in ihrer Mehrzahl isoliert und „unschädlich“ gemacht worden, während die gefügigen und schmiegsamen Gestalten aus der heranwachsenden Generation mit auffallender Eleganz die Leiter der Parteiwürden und öffentlichen Aemter emporklimmen konnten. Zum andern darf die grosse, sachliche und zeitnahe Arbeit nicht übersehen werden, welche die politische Jugendbewegung im letzten Jahrzehnt geleistet hat. Der Ertrag dieser Arbeit ist von den Parteien mit verbindlichem Dank eingeheimst worden — was in den Manifesten der Jugend schon um 1933 stand, figuriert heute nicht selten in den Entschliessungen der Parteien —, aber an der Beteiligung der Jugend an Parteichargen und Aemtern hat sich deswegen nicht viel geändert. Schliesslich sollte die Statistik aus dem Jahre 1926 in der Weise ergänzt werden, dass auch das Alter der in Vorschlag kommenden Kandidaten untersucht würde. Die bürgerlichen

Parteien des Kantons Zürich hatten auf die Nationalratswahllisten des vorletzten Jahres einige wenige Vertreter der jungen Generation genommen. Die jüngeren Wahlberechtigten des Zürichbiets scheinen sich infolgedessen an dem Urnengang von 1939 stark beteiligt zu haben. Wenigstens verzeichneten ihre besonderen Vertrauensmänner auf den verschiedenen Wahlvorschlägen ansehnliche Stimmenzahlen. Doch gerade die gegenseitige Unterstützung, welche sich die Jugend der verschiedenen bürgerlichen Richtungen gewährte, gab den Parteileitungen Anlass zu scharfen Strafpredigten, beeinträchtigte sie doch die Chancen besonders aussichtsreicher Parteikandidaten sowie die „wohlerworbenen Rechte“ der Anciennität.

Georg C. L. Schmidt.

Ueber die Fundamentalstruktur des Staates

(J. J. Kindt-Kiefer: „Ueber die Fundamentalstruktur des Staates“. Theorie der sozialen Ganzheit. Verlag Paul Haupt, Bern, 1940)

Der Mensch ist schicksalhaft in seinen Staat hineingestellt. Die Wechselbeziehungen sind mannigfach. Der Bürger kann seinen Staat in der Existenz und Eigenart bejahen, aktiv an dessen Wirksamkeit teilnehmen und passiv durch ihn eine Beschränkung der eigenen Persönlichkeit erfahren. Ein bestimmter, oder der Staat überhaupt, ist möglicher Gegenstand geistiger Auseinandersetzungen. Diese können in blosser Erkennen verharren oder zum geistigen Entwurf einer geänderten oder radikal neuen staatlichen Ordnung führen. Verbindet sich damit der Wille zur Verwirklichung der neuen Ordnung, so kommt es zum Kampf mit Führern und Geführten in den Stufen der gesitteten Einflussnahme, der legalen Machtentfaltung und der rohen Gewalt.

Die Menschen der Gegenwart sind schicksalhaft in einen gigantischen Kampf um die Existenz und Eigenart der Staaten hineingestellt. Die Entwürfe staatlicher Ordnungen verschiedenster Prägungen werden angepriesen. Die einen Menschen bleiben Erzfeinde des Neuen. Andere werden irre an ihren bisher festgeglaubten Auffassungen. Wieder andere sind fanatische Anhänger der neuen Lehren. Zum geistigen Zweifel gesellt sich mancherorts akut die faktische Not des Staates, die sich bis zur Selbstzerknirschung oder Ueberbetonung der Selbstsicherheit auswirken kann. Wir sehen den Verfall alter staatlicher Ordnungen und ahnen das Erstehen neuer Gebilde. So hat sich alles Staatliche in Frage gestellt. Wann kommt die Abklärung, die Zeitspanne der Ruhe?

Bevorzugt sind die Menschen, denen es vergönt ist, wenigstens in ihrem eigenen Geiste eine Abklärung der Problematik von Existenz und Wesen des Staates zu erarbeiten. Diese sind dann denen dankbar, die hiezu in Wort oder Schrift in echt wissenschaftlicher Haltung den Weg bereiten. Dieser Dank gebührt auch Dr. phil. et iur. J. J. Kindt-Kiefer, dessen Werk „Ueber die Fundamentalstruktur des

spa.

B,
ihre

658

Staates, Theorie der sozialen Ganzheit" kürzlich im Verlag Paul Haupt, Bern, erschienen ist.

Wie der Titel dieses stattlichen Buches klar anzeigt, bemüht sich der Verfasser den Ort des Staates im sozialen Ganzen und die innere Struktur des Staates aufzuweisen. Dieses Bemühen wird wesentlich durch eine streng eingenommene Haltung des Autors gekennzeichnet: durch die saubere und kritisch-philosophische Wissenschaftlichkeit. Die Wissenschaftlichkeit ist gewährleistet durch die präzise Sprache, die exakte Befolgung der Regeln der Konsequenzlogik und die straffe Systematik, sodann durch den reichen und sicheren Rückgriff auf das ganze Schrifttum. Kindt zählt in seiner Quellenangabe namentlich gegen 300 Werke auf. Auch das Namenregister legt Zeugnis ab von der gründlichen Verarbeitung der massgebenden Literatur. Die Sauberkeit zeigt sich durch die offene und klare Darlegung Kindts über den Ausgangspunkt, die Methode und das Ziel seines Werkes und durch die strikte Durchführung seiner Prinzipien. Eine Folge davon ist, dass Kindt Polemiken vermeiden kann, ohne dass die Klarstellungen darunter leiden. Die Krönung aber bildet seine kritisch-philosophische Haltung. Kindt sucht nicht irgendwelche Hypothesen aufzustellen und zu beweisen, irgend einen geistreichen Querschnitt durch das Gebilde „Staat" aufzuzeigen oder gar eine Staatstheorie zu phantasieren. Der Blick Kindts geht auf die ganze Wahrheit, die die Erscheinung „Staat" in Existenz und Eigenart ausmacht. Damit ist die Aufgabe gestellt, all das, was möglicherweise mit dem Staat zu tun hat, zu sichten und an seinen in der Sache selbst begründeten Ort zu stellen. Wie der Mensch in seinem Leben die Existenz von Widersprüchen erfährt, so bemüht sich Kindt die Widersprüche auch im Bereiche der Problematik des Sozialen nicht wegzukünsteln, sondern als Spannungen aufzudecken und deren richtigen Ort im Zusammenhang aufzuweisen. Bei diesem strengen Blick auf die ganze Wahrheit, was heisst, die existente Ordnung als solche zu erkennen, ergibt sich ohne weiteres auch die Haltung Kindts gegenüber der Unzahl der Meinungen über den Staat. Diese dogmatischen Lehren, die uns allen als irgendwelche Ismen bekannt sind, gilt es als Verabsolutierungen von Etwas, das nur ein Element des Staates und nicht die staatliche Ganzheit darstellt, aufzuzeigen und damit in ihre Schranken zu weisen.

Eine so vorurteilslose Beschreibung dessen, was als Ordnung des sozialen Ganzen zu erkennen ist, lässt sich nur durchführen, wenn sich der Beschreiber auch über die Ordnung im Bereiche des Erkennens im Klaren ist. Auch Kindt sieht sich daher veranlasst, dem Leser seines Werkes die für ihn grundlegenden Prinzipien über die Methode und den Gegenstand und deren Verhältnis zueinander in präziser, knapper Form darzulegen. Kindt nennt seine Methode kritisch-dialektisch. Sie könnte ebensogut als phänomenologisch im Sinne von Husserl bezeichnet werden, denn sie ist keine beweisende oder konstruierende, sondern ein direkt auf das Wesen des Gegenstandes gerichtetes An-

schauen. Dieses Anschauen ist bei Kindt nicht konfus, sondern streng gesteuert. Als Leitsystem dient ihm das systematische Fragen. Dieses führt von im Willensentscheid, somit im Irrationalen liegenden Grunde zur rationalen Aufklärung des als Ganzes Erfragten. Diese Leistung vollbringt das Fragen nur, wenn es entsprechend der Struktur des Grundes vielfältig bleibt. Wird hinwiederum nach dieser Vielfalt gefragt, so ergibt sich nach Kindt eine Vierfältigkeit der Gründe in einem bestimmten Ordnungszusammenhang: der Ziel-, der Form-, der Wirk- und der Materialgrund. Diese Gründe werden aber nicht etwa erst durch das Denken gesetzt. Sie nehmen selbst teil am einheitlichen Ganzen als Strukturmomente und begründen die Spannungen und die Grenzen des Ganzen. Dies weist Kindt im letzten Abschnitt seiner logischen Grundlegung in Bezug auf die staatliche Ganzheit nach.

Die Leistung von Kindt erschöpft sich keineswegs in dieser Prinzipienlehre. Dieser folgt in einem zweiten Teil eine meisterhafte „Anwendung“ auf dem ganzen Bereich des Staates. In dieser Anwendung bewährt sich das auch graphisch dargestellte Koordinatensystem der Gründe und ihrer Beziehungen, indem Kindt die vier Strukturmomente des Staates eingehend aufweist und die Struktur jedes einzelnen Momentes in straffer Befolgung seines Leitsystems analysiert. So nimmt das Moment der Finalität die Fülle der Probleme des Ethos auf, mit den Ausgliederungen der Fragen nach den metaphysischen Hauptentscheidungen, der Politik als Willensgestaltung, der geistigen Natur des Menschen als Wirkgrund, und die Bildung als materiale Sozialintegration des Menschen. Das Normativ-Element stellt die Fragen über die Rechtsordnung. Kindt hat diesen Abschnitt zu einer gründlich durchdachten Rechtstheorie ausgebaut. In dieser werden die Einzelfragen nicht nur systematisiert. Die aufgeworfenen Probleme erfahren selbst ihre Abklärungen. Nicht minder gründlich wird das Imperativ-Moment des Staates als Problem über die Macht aufgezeigt. Die Fülle der hier gegebenen systematischen Problem- und Klarstellungen zwingt zu einem blossen Hinweis auf das Gebotene. Kindt hat wohl alles, was mit diesem Problem zu tun hat, gesichtet. Das Materialmoment nimmt eine Sonderstellung ein. Dieses ist nicht mitbestimmend für die Einheit des Staates. Das Material ist für sich allein nicht denkbar. Die Bestimmtheit hat es nur durch die Form, im staatlichen Bereich also im Hinblick auf die Normativität. Das Material ist aber zugleich Gegenstand anderer Wissenschaften, der Physik, Biologie, Medizin, Psychologie, Soziologie etc. und damit für den Staat vorgeformt. Kindt gelingt es auch, das Materialmoment vierfältig auszugliedern, nämlich in die Sphären der Schöpfung, der Erhaltung, der Gestaltung und Entfaltung. Aus dem letzten Abschnitt, der vom dialektischen System der Momente handelt, ist die entwurfartige Darlegung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche als Teilproblem der Beziehungen: Imperativität-Ethos besonders hervorzuheben. Bei all diesen systematischen, nicht in die Breite, sondern in die Tiefe gehenden Darlegungen entpuppt

-
es

Sph:
fal'

sich Kindt nicht bloß als gründlicher Jurist und Kenner der Philosophie, sondern auch als Theologe und vor allem als ein Mensch, der mit offenen Augen unter Menschen lebt, der ihre geistigen und existentiellen Nöte in allen Bereichen fühlt und kennt.

Kommt dem Buche von Dr. Kindt-Kiefer eine praktische Bedeutung zu? Dies können wir bejahen. Es stiftet Ordnung beim Leser. Es bildet das klare und universale Denken über den Staat. Es hilft, das herrschende Chaos der Lehren und Irrlehren zu entwirren. Ueber das Denken hinaus erzieht es den Leser zur Toleranz, nicht zur Flucht vor den Grundentscheidungen, wohl aber zum Achten der Grenzen des Denkens und der Bedingungen des Handelns. Darüber hinaus bleibt die grosse Hoffnung, dass durch die Lektüre dieses Buches die gewonnenen Erkenntnisse zu Bekenntnissen werden; dass die Menschen aus dem Staate das machen, was der Staat ist: eine Ordnung der Ordnungen; und dass die Menschen diese Ordnungen einsehen und ihnen nachleben, womit der Friede gewährleistet ist.

Für den Schweizer enthält das Werk von Kindt eine philosophische Rechtfertigung seines Staates und eine Mahnung. Die in der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur Grundverfassung erhobene Vielfalt und Beschränkung erweist sich als die dem gesunden Staate schlechthin adäquate Struktur. Damit ist dem Schweizerbürger eine klare Aufgabe gestellt. Dafür zu sorgen, dass keines der Momente in seinem Staate verkümmert. Weder die Freiheit noch die Zucht. Weder die Achtung vor dem Ganzen noch die Achtung vor den Teilen. Weder die Pflichterfüllung der Bürger noch die der Beamten.

Der Verlag Paul Haupt, Bern, hat dem Werke eine würdige Ausstattung gegeben. Die Schrift und die Anordnung des Ganzen sind zweckmässig und gefällig. Die Sprache Kindts ist beschwingt, aufgelockert und doch diszipliniert; sie hält Mass im Gebrauche von Fremdwörtern und ist frei von eigenen, eitlen Wortschöpfungen. Gelegentlich ist das Schematische etwas stark hervorgehoben. Im ganzen ist die Lektüre dieses Werkes ein geistiger Genuss. Bedauerlich ist, dass neben der detaillierten Inhaltsübersicht ein alphabetisches Sachverzeichnis fehlt.

Die Zürcher Professoren Eberhard Grisebach und Dietrich Schindler dürfen erfreut sein, dass ihre wissenschaftliche und erzieherische Arbeit mit dem Werke ihres Schülers J. J. Kindt-Kiefer eine erfolgreiche Frucht getragen und eine hoffnungsvolle Fortsetzung gefunden hat.

Max Rappold

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Inseratenverwaltung Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland

Blumen-Krämer

Telefon 34 686

Telegr.-Adresse:

Blumenkrämer

Das Haus, das Jeden zufriedenstellt.

BAHNHOFSTRASSE 38 - ZÜRICH

EMIL MEYER • Feine Herrenschniderei

Sport- und Reitkostüme für Damen und Herren

Sihlstr. 3
Cityhaus

ZÜRICH
Telefon 3 51 86